

Antrittsrede von Prof. Jürgen Flimm  
vor der Hauptversammlung des Deutschen Bühnenvereins nach seiner Wahl zum Präsidenten.

**Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,**

ich danke Ihnen sehr, dass Sie sich für mich ausgesprochen haben. Ich habe mich wirklich nicht gedrängelt, in Augusts Schuhe zu schlüpfen, diese Aufgabe ist ja nicht der Stoff, aus dem die Träume sind. Dazu sind die Gezeiten zu stürmisch und die See ist ziemlich kabbelig. Sie müssen mir alle helfen; ich will mich gerne lautstark und mit der mir eigenen großen Freude an Händeln für unsere schöne Sache in jegliches Getümmel stürzen, aber ohne Ihre Hilfe, liebe Kolleginnen und Kollegen, wird's nicht gehen. Auf die Theatermenschen nämlich kommt es in den schwierigen Jahren, die uns bevorstehen, an: aber auch auf unsere Art und Weise, mit unseren schwierigen Partnern umzugehen und uns diesen mitzuteilen. Derer gibt es bekanntlich hauptsächlich zwei – großzügig sagen wir mal: drei.

Die ersten beiden sind zumeist ungeliebt, wie scheinbar schwer erziehbare Kinder. Das ist ungerecht, aber beide treiben uns oft in schiere Verzweiflung, wenn sie – partout hartohrig und kurzsichtig – nicht so wollen, wie wir uns das in sausender Fahrt – auf der Drehorgel der milchweißen ästhetischen Spitzmäuse – vorstellen: wir, das scheinbare Zentrum – und der entschiedene Rest der Welt rast an uns vorbei, die Welt, die sich zu rasch in zunehmendem Maße in verwischender Unschärfe verliert. Für diese beiden fehlt uns zu oft Geduld und Verständnis, denn selber sind wir manches Mal freilich ebenso hartohrig, kurzsichtig und dummhaft hörig: einem Dritten, der uns Odins Raben gleich um die Schultern flattert und wahrsagerische Parolen ruft, als ob wir diese Wünsche zu unseren Gunsten nützen könnten! Es ist unschwer zu erkennen, wer diese drei Schattenmänner und -frauen sein mögen – allesamt Vertreter des entscheidenden Teils unserer täglichen schwierigen und durch die Krisen ständig in den neuen Tag der Entscheidungen geschubsten Arbeit: Sie sind die Abgesandten und Vertreter unserer Öffentlichkeit: Zuschauer, alt und jung; Politiker, demokratischer Couleur; und die Kommentatoren, altmodisch Rezensenten genannt.

Unsere Partner also der Reihe nach: Zuerst die Politiker! Diese haben es auch nicht immer so leicht, und Kulturpolitiker in den Regierungen und Parlamenten sind, wie wir wissen, in der Regel eh ohne Macht – das Wahre, Schöne, Gute hat in der Politik selten eine Heimat, im Gegensatz zu manchem gedruckten Wort. Sie haben auch zumeist kaum Einfluss und immer weniger Geld, sind voll guten Willens und voller Hingabe an die Sache, von der mittlerweile die einen oder die anderen freilich sogar etwas verstehen.

Wir müssen unbedingt miteinander reden. Beide Seiten sollten es unbedingt wollen, respektvoll und vor allem sachkundig zu debattieren; wir Theaterleute sind erfahren, schwierige Dialoge zu gestalten; das ist unser ständiges Berufsrisiko, und die Politiker, deren Leben ja in diesen gerüttelten Zeiten nicht immer Gold ist, die oft nicht wissen, woher sie das Geld noch nehmen sollen: verdammte Schulden, sich immer höher auftürmende Zinsberge, verfluchte Staatsquote. Das macht auch uns Sorgen, und dafür haben wir tatsächlich

Verständnis; und den Haushältern haben wir oft genug bedeutet, dass wir sehr wohl willens sind, mitzudenken, mitzuändern, ja mitzusparen. Wenn wir uns nicht in einen elfenbeinernen Bühnenturm einsperren wollen, müssen wir sehen, was sich draußen vor dem Bühneneingang, vor unseren Portalen auf Straßen und Plätzen – in der Welt, die wir ja als veränderbare darstellen müssen – ereignet! Wir sind also sehr wohl bereit, aber alles das hat seine Grenzen. Viele Betriebe fahren schon auf den Felgen, stehen vor dem Zusammenbruch, wie viele sind schon weg! Von der Landkarte verschwunden! Das gab's dann mal und kommt nicht wieder.

Dabei geht es doch um so viel mehr als um Arbeitsplätze, und es sind sicherlich noch ganz andere Modelle denkbar, als das Stadttheater mit seiner Jahrhunderte alten wechsellvollen prächtigen Geschichte. Es geht eben um viel mehr: darum Inhalte, Stoffe, Formen zu überliefern, tradierte Bilder von Scheitern und Hoffnung, von Verrat und Solidarität, große Schulen des Humanismus. Warum lassen hier bloß Politiker zu, dass unseren Enkeln die größten Werke, die größten Errungenschaften der Menschheitsgeschichte verschlossen werden, „Faust“ oder „Don Giovanni“, „Oedipus“ und „Al Gran Sole...“ diese Liste ist beliebig verlängerbar. Als der Mensch sich aufrichtete, begann er auf seine Wände zu kritzeln, zu zeichnen; das erste war Abbild, das erste war Kunst.

Ja!, werden diese unsere Partner sagen, wir haben ja das Geld nicht mehr. Und der alte Handel geht wieder los: Tausche "sozial" gegen "Kunst" – tausche Eiserne Lunge, tausche Kindergarten gegen Dr. Tschechow – aber, aber, das sind doch keine Gegensätze. Was umgreift unser Kulturbegriff? Das ist eine Debatte wert! Und, sind die Haushälter genau beim Rechnen? Wissen Sie, wie enorm preiswert Kultur ist, Theater ist? Aber man kann halt nix schwarz auf weiß nach Hause tragen – das Hirn gibt nichts ab zum Wägen, Zählen, Messen. Und da ist es drin, im Gedächtnis, in den unerforschlichen Bezirken der Erinnerung. Ihr habt also eine große Verantwortung, werdet ihr gerecht, liebe Finanzpolitiker und Mandatsträger! Denken Sie doch einmal an die Wähler! Unsere Klientel ist doch ein höchst aktiver Teil der Gesellschaft, die Kultur"benutzer". Das kann man nachlesen. Wir sind doch keine popelige Minderheitenveranstaltung. Schauen Sie doch einmal auf diese Zahlen!

"Dem Vergnügen der Einwohner" soll einmal oben am Potsdamer Theater eingemeißelt gestanden haben. Wir wollen dieses Vergnügen recht wohl verstehen – im Sinne der Aufklärer Lessing und Brecht. Die zweite schwankende Gestalt also, die wir an unserem Karussell vorbei sausen sehen, ist eine, die viel schwieriger zu beschreiben ist als der geschätzte altmodische Geldgeber. Denn gerne mag freilich jeder „die Menge sehen, die sich an unsere Bude drängt, (...) mit Stößen sich an die Kasse ficht und (...) um ein Billet sich fast die Hälse bricht.“ Diese Menge, die freilich aus vielen unbekannten Wesen besteht, ist manchem ja tatsächlich Hekuba und ein Problem. Wie soll man denn auch um jemanden werben, den man nicht kennt, nicht kennen kann? Wie jemanden verführen, der unter allgemeinen Kürzelbezeichnungen herum spaziert wie Dienstag grün, ausverkauft, Do VI und Theatergemeinde, Volksbühne, Ring der Jugend, großer Ring, kleiner Ring, Freier Verkauf, Gem. Abo und derlei Kopfverletzungen mehr. Hemmungslose Populisten allerdings behaupten, sie wüssten, welche geheimen Sehnsüchte hinter diesen Artbezeichnungen schlummerten, sie könnten die Menge kenntlich machen. Welche bösen Aufschneider und Maulhuren sind diese Wichtigtuer! Das ist ja das Schöne, das ist ja das Feine an unserem Stand, wie übrigens auch in vielen anderen Professionen, dass wir es nicht wissen, ja gar nicht wissen können.

An dieser Frage nach der Menge, die sich bitte zu unserer Bude dränge, scheiden sich von je her die Geister. Das ist schon im "Faust" nachzulesen – und nicht erst da! Ja wie? Warum?

Können wir denn überhaupt ohne diese Menge, die in unsere Bude drängeln soll? Was machten wir in unserem kleinen Bretterhaus, fehlten unsere Partner, die allabendlich den anderen Part geben– geben müssen, ohne den wir nicht sind. Denn diese schöne geheimnisvolle Sache Theater – dieses perfekte Sender-Empfängersystem – findet ja ohne diese da uns gegenüber nicht statt. Der arme Sender, der auf keinen Empfänger trifft, sendet sich echolos bis ans Ende der Galaxie, wenn er nicht schon vorher hinterm abnehmenden Monde versiegt! Der arme Sender, der von seinem Empfänger kein Feedback hat, um wiederum neue Antworten zurückzufunken. Der arme Empfänger, dessen offene Arme leer bleiben; welche herbe Enttäuschung, die ja auch noch jede Menge Billets, Geld kostet! Ja, da findet es doch statt, zwischen Sängern, Musikern, Schauspielern, Tänzern und Zuschauenden, Hörenden, in jenem geheimnisvollen Zwischenraum, den wir unzulänglich Gegenwart nennen.

„Jürgen! Denk an Augustinus!“, hätte August mir jetzt zugeplaudert; damals schon wurde klar, dass Aufnahme von Eindrücken, Empfindungen, Empfängnissen, was wir im Neuwelschen Rezeption nennen, eine Erscheinung von Erinnerungen ist! Was ist die theatralische Kunst also anderes, als ein höchst lustvoller Stimulans der Erinnerungsarbeit. Nun könnten wir stundenlang darüber philosophieren, was unsere offene, demokratische Gesellschaft wert ist, ohne Erinnerungen – aber lassen wir das für den Moment so stehen

Ohne ihn, also den Zuschauer, das unbekannte Wesen, können wir nicht auskommen. Und da geht es im Moment mal nicht um die Einnahmen, die wir in zunehmendem Maße brauchen, oder um die notwendigen Steigerungen der Eigenanteile. Also müssen wir uns täglich, abendlich um ihn bemühen, ihn umgeistern, ihn nicht aus den Klauen lassen! Wir brauchen ihn, wie Graf Dracula das Blut – er ist unser Elixier auf der Reise in den Theatertraum von den Brettern, die ja die Welt bedeuten, mit ihren sieben Akten. Für billige Ware allerdings ist der Zuschauer nur kurz zu haben, dazu hat August genügend Pointen gesetzt. Nur halten müssen wir ihn, wie der listenreiche Odysseus, mit Tricks und Täuscherei, die unserem Beruf eigen ist. Das kann „Murks“ von Marthaler heißen und „Die Blume von Hawaii“, das kann „Sekretärinnen“ heißen und „Schlachten“, „Der nackte Wahnsinn“ und „Geschichten aus dem Wiener Wald“. In vielerlei Gestalt zieht der Spielplan wie eine bunt gescheckte Karawane vorbei: Aber die Ware will an die Frau und den Mann gebracht sein.

Es gibt immer genug Platz für freie Räume und Versuche. Ohne diese werden wir freilich stumm und starr. Das System – ästhetisch und organisatorisch – muss unbedingt in der Bewegung bleiben: Stillstand bedeutet hier schon Krebsgang! Denn Bewahren heißt nach Schönberg, den Fortschritt bewahren, die Hoffnung auf neue Morgenröte bewahren und nicht ein prächtig ausgestattetes Museum der vagen Werktreue zu errichten.

Viele Fragen werden uns in den kommenden Jahren über die Maßen beschäftigen. Das ist anstrengend. Ich bin da guten Mutes: Es gibt keine Krise des Theaters, es gibt vielleicht eine Krise der öffentlichen Finanzen, an der die Kulturpartie am wenigsten Schuld hat. Es gibt vielleicht eine Krise der Institutionen, die uns aber auch nützen kann, so, wie Krisen eben immer zu uns gehörten und immer wieder zu Neuem führen werden.

Und letztlich die Dritten, die uns auf der öffentlichen Seite begleiten, sind die Kritiker unserer Aufführungen und Konzerte; über diese sind alle Worte, alle Aperçus und Aphorismen

gemacht. Nehmt sie alles in allem: Sie sind wichtig und manchmal haben sie auch Recht. Und sie dürfen das. Und sie müssen das. Bedenken Sie aber, liebe Freunde und Kollegen, wir waren bitteschön zuerst da! Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst und der beweglichen Lettern. Gestern habe er wieder das Brot der Kritiker im Schweiß seines Angesichts verdient, soll Kainz einmal gesagt haben. Wie Recht Du hattest, Josef, möchte man seufzend hinzufügen.

Wir machen unsere Sache und diese die Berichte, und der Zuschauer sitzt dazwischen und gibt das Urteil. Und der ist leidenschaftlich und unbestechlich.

Liebe Freunde,  
wir müssen viele Gespräche führen – in der Zukunft, für die Zukunft:

- Wie wir Solidarität untereinander bei aller Konkurrenz üben.
- Wie wir mit neuen Formen der Institutionen umgehen.
- Wie wir die inhaltliche Debatte nach vorne treiben und nicht in die Tariffallen tappen.
- Wie wir unseren Nachwuchs fördern.
- Wie wir unsere Vielfalt erhalten, die einzigartig ist in der ganzen Welt.
- Wie wir die überzeugen, dass wir nötig sind, die nicht unsere Besucher sind.
- Wie wir uns unentbehrlich machen!